

Zeitschrift: Jahrbuch vom Thuner- und Brienzersee
Herausgeber: Uferschutzverband Thuner- und Brienzersee
Band: - (1959)

Artikel: Oberhofen am Thunersee : Versuch einer Portrait-Skizze
Autor: Schaer-Ris, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1096583>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 25.03.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Adolf Schaer-Ris

Oberhofen am Thunersee

Versuch einer Portrait-Skizze

Der Auftrag

Ein Lottospiel aus den neunziger Jahren, das zu jeder bedeutenden Ortschaft der Schweiz eine entsprechende gereimte Legende erfunden hatte, wußte über Oberhofen nichts Gescheiteres als dieses zu sagen: «Von Oberhofen — es ist zum Lachen — kann ich durchaus kein Verslein machen».

Ähnlich erging es mir, als ich vom Redaktor des Jahrbuches den Auftrag erhielt, ein kurz gefaßtes Résumé über Oberhofen zu liefern. Als ich nämlich das dicke Dschungel an Publikationen über diese Gemeinde vor mir sah, das ich zu durchschreiten hatte, verging mir das Lachen augenblicklich. Schließlich reizte mich die Aufgabe doch, denn es handelte sich bis jetzt immer nur um kleinere Studien über die Geschichte des Schlosses, des Heidenhauses, des Klösterli und der Wichterheer-Besitzung. Über die Gemeinde existiert äußerst wenig und eine zusammenfassende Monographie müßte erst noch geschrieben werden. Wenn meine Portrait-Skizze einer solchen in die Hände arbeiten dürfte, hätte sie ihren Zweck vollauf erfüllt.

✱

Der Bildrahmen

Es ist dem Touristen, der zu Schiff von Thun herkommend seeaufwärts fährt, durchaus nicht zu verargen, wenn er vom rechten Thunerseeufer zunächst keine Notiz nimmt. Erst nachdem er sich am Drama der Hochalpenlandschaft ersättigt hat, wird sein Auge reif für die feinnervige Uferlinie zur Linken, für die strotzende Parklandschaft, die hängenden grünen Allmenden und dunkeln Wälder darüber, die sich in weitausholenden Bögen zum Seespiegel hinabsenken und dort in zwei langen Nasen auslaufen. Eine am Ortli und die andere oberhalb Merligen.

Plötzlich stechen ein Kirchturm, dahinter ein modernes weißes Gebäude als Blickfänger auf einem Hügel heraus. Exakt auf der Naht

zwischen den beiden Gemeinden Hilterfingen und Oberhofen — auf dem «Schneggenbühl» — posieren selbstbewußt das religiöse und das weltliche geistige Zentrum der Gegend (Kirche und Sekundarschulhaus).

Gleich hinter diesem Felssporn und zugleich Engpaß der Uferstraße sieht sich der Tourist unversehens einer geschlossenen Siedelung gegenüber: Oberhofen. Gleich einer aufrecht stehenden Meermuschel, deren Rippen sich als Gassen zur Lände herabziehen, schmiegt sich das Dorf wohlighingelehnt in eine Bucht.

In dieser Bucht erhebt sich stolz dominierend, von einem feudalen Park umgeben, das Wahrzeichen des Dorfes, das Schloß. Ah! — ruft der entzückte und weit gereiste Tourist aus und stellt Vergleiche an mit Montreux, der Riviera oder gar mit Versailles. Wenigstens früher war es so. Über den Inhalt dieses wunderbaren Bildrahmens macht er sich meistens keine Gedanken, denn er hat es eilig. Wir andern aber folgen denjenigen, die an der Lände ausgestiegen sind, um sich dieses Juwel etwas eingehender anzusehen.

*

Einige Namen

Das geographische Lexikon der Schweiz führt den Namen «Oberhofen» siebenmal auf. Der Name verrät, daß es sich um eine alemanische Gründung handelt, die lange vor dem Schloß schon existiert hat. Vermutlich befand sich dieser «Obere Hof» oben an der sogenannten Burghalde und der «Untere Hof» wahrscheinlich am Ufer des Sees oder aber weiter seeabwärts Richtung Hilterfingen. Oberhalb der Burghalde, hoch über der Ridernbach-Schlucht auf einem Nagelfluhkopf, kann man heute noch die Ruinen der einstigen Burg «Balm» erkennen, der ersten befestigten Anlage der Gegend. Es war der Sitz der früheren Freiherren von Oberhofen, der später — vermutlich im 12. Jahrhundert — dorthin verlegt wurde, wo heute das Schloß steht. «Balm» ist ein keltisches Wort und bedeutet Schlucht, Höhle, überhängende Felswand. Weiter oben am See gibt es eine «Fischbalmen» (Beatenbucht) und ein «Balmholz». Auch der Name «Rider» ist keltisch und will soviel bedeuten wie «fließendes Wasser», Bach Fluß (Ry/Renos = Bach. Davon stammt der Name Rhein). Auf die sehr

frühe Besiedelung dieses klimatisch bevorzugten Uferstriches weisen auch die Ausgrabungen aus der jüngeren Eisenzeit (400–58 vor Chr.) beim Schönörtli (Tschumi 1855 und 1898) hin.

*

Eine Hiobsbotschaft vom Jahre 1308

Der Überlieferung zufolge gründete um 1130 ein Freiherr Selger von Oberhofen das Kloster Interlaken und übertrug sein Wappen — ein wachsender, schwarzer, halber Steinbock — auf seine Gründung (heute das Wappen der Gemeinde und des Amtes Interlaken). Diese für Oberhofen und das ganze Oberland folgenschwere Stiftung «übertraf an Ansehen und Besitz alle Gotteshäuser des Aaregebiets und wurde zum Augapfel des Adels» (Feller I, 14).

Staatsrechtlich unterstand damals das gesamte Oberland dem kaiserlichen Statthalter (Reichsverweser) und Gründer der Stadt Bern, Berchtold V. von Zähringen. Dieser wurde von den oberländischen Dynasten als «Ausländer» leidenschaftlich abgelehnt. Es kam zu einer blutigen Auseinandersetzung zwischen beiden Parteien, die mit dem vollständigen Sieg Berchtolds endigte (1191 bei Grindelwald). Die Blüte des oberländischen Adels fiel diesem Rachefeldzug zum Opfer. Berchtold setzte fortan seine ihm unbedingt ergebenen Gefolgsleute in die wichtigsten oberländischen Schlüsselstellungen ein. So z. B. auch in Oberhofen, dessen Freiherr zu seinen Gegnern gehört hatte.

Als nämlich um 1200 der letzte männliche Sproß der Freiherren von Oberhofen ausstarb, vermählte Berchtold dessen Erbtöchter Ita von Oberhofen mit Walter von Eschenbach, womit die Freiherrschaft über hundert Jahre lang unter die Botmäßigkeit dieses angesehenen zürcherischen Adelsgeschlechtes geriet. Das sollte, wie wir gleich sehen werden, für Oberhofen von schicksalhafter Bedeutung werden.

Ein Enkel des genannten Walter von Eschenbach — gleichen Namens — wurde eines der vielen Opfer habsburgischer Hab- und Machtgier. König Albrecht zwang Eschenbach, ihm die Herrschaft Oberhofen zu verkaufen und sie aus seiner Hand als Lehen zurückzuempfangen. Das brachte den «ausverkauften» und aufs tiefste gekränkten Eschenbach zur Verzweiflung und trieb ihn in das Lager der Königsmörder, die Albrecht bei Brugg (1308) umbrachten (Feller I,

104). Walter floh vor der unerbittlichen Blutrache der Königin ins Ausland und soll, der Sage zufolge, in Württemberg als armer Schafhirte das Leben beendet haben (J. von Müller II, 19).

Der Eindruck, den diese Hiobsbotschaft von der Mitschuld ihres Schloßherrn am Königsmord auf die Oberhofner machte, muß ein gewaltiger gewesen sein, wenn man bedenkt, wie monoton ihnen der Alltag gewöhnlich dahinfloß, ihnen, denen die Welt außerhalb des Thunersees damals noch die Fremde bedeutete.

Oberhofen wurde nunmehr als politische Handelsware von Hand zu Hand verliehen, bis endlich — nach der Niederlage Habsburgs bei Sempach — Bern es wagte, seine Bärenfatze auf die Freiherrschaft zu schlagen (1398).

Diese Handänderungen fochten übrigens die untertanen Oberhofner nicht sonderlich an. Denn sie wußten damals von politischen Rechten und Freiheiten noch nichts. Zudem ließen ihnen die Freiherren inbezug auf ihre wirtschaftliche Selbstverwaltung freie Hand und mischten sich in keiner Weise in ihre althergebrachten Gewohnheiten inbezug auf die Bewirtschaftung ihrer Reben, Allmenden und Wälder ein. Sie begnügten sich mit der Einkassierung der gesetzlichen Zehnten und Bodenzinsen und ließen ihnen als Entgelt dafür ihren militärischen und rechtlichen Schutz angedeihen.

Viel bedeutender war der Einfluß, den das Kloster Interlaken und das Chorherrenstift Amsoldingen auf die wirtschaftliche Struktur Oberhofens ausübten. Diese wußten sich die besten Grundstücke im Rebgebiet anzueignen, entweder käuflich, schenkungsweise oder durch Umwandlung des Besitzes in ein verzinsliches Lehen gegen das Versprechen, für das Seelenheil des Spenders oder Lehenmanns besorgt zu sein.

Man nahm diese mittelalterliche Feudalordnung als von Gott gesetzt widerspruchslos hin. Selbst Bern änderte daran nichts, als es die Rechtsnachfolge Österreichs und des Klosters antrat.

*

200 Jahre Scharnachthal

Berns Weg zu seinen Verbündeten in der Urschweiz führte durchs Oberland und über den Brünig. Dieser Weg mußte durch Stützpunkte

gesichert werden. Solche Stützpunkte waren Spiez, Unterseen, das Kloster Interlaken, das Hasli, und nun kam auch Oberhofen hinzu. Das war für Bern nicht nur ein Vorteil, sondern zugleich auch eine finanzielle Last. Daher war es froh, Oberhofen der Familie von Scharnachthal als Mannlehen unter Vorbehalt des Heimfallrechtes käuflich abtreten zu können. Es blieb über 200 Jahre lang in diesen Händen.

Die aus dem oberländischen Dienstadel stammenden Scharnachthal hatten sich im 14. Jahrhundert in Bern eingebürgert und stiegen dort zu den großen Familien auf, welche der Stadt Schultheissen und Heerführer lieferten. Sie brachten von weitläufigen Auslandsreisen, insbesondere an französische Höfe, wertvolle diplomatische Beziehungen, aber auch einen hohen Grad französischer Bildung mit nach Hause. Conrad bevorzugte Thun, wo er ein eigenes Säbhaus besaß und Niklaus nannte Oberhofen seinen Lieblingssitz. Niklaus spielte für Oberhofen eine ähnlich bedeutende Rolle wie sein Zeitgenosse Adrian von Bubenberg in Spiez. Beide gehörten zu den ruhmreichsten Gestalten bernischer Geschichte während der Burgunderkriege.

Stadtschreiber Thüning Fricker nannte Niklaus von Scharnachthal in seiner Schrift über den «Twingherrenstreit» einen «fürstlichen Mann». Er verfügte nicht nur über ein ungewöhnlich großes Vermögen, sondern auch über den hinreißenden Charme einer männlichen Erscheinung und eines vollendeten Ritters und Weltmannes. Er bekleidete fünfmal den Rang eines bernischen Schultheissen und diente in den Burgunderkriegen als Heerführer (Feller I, 310).

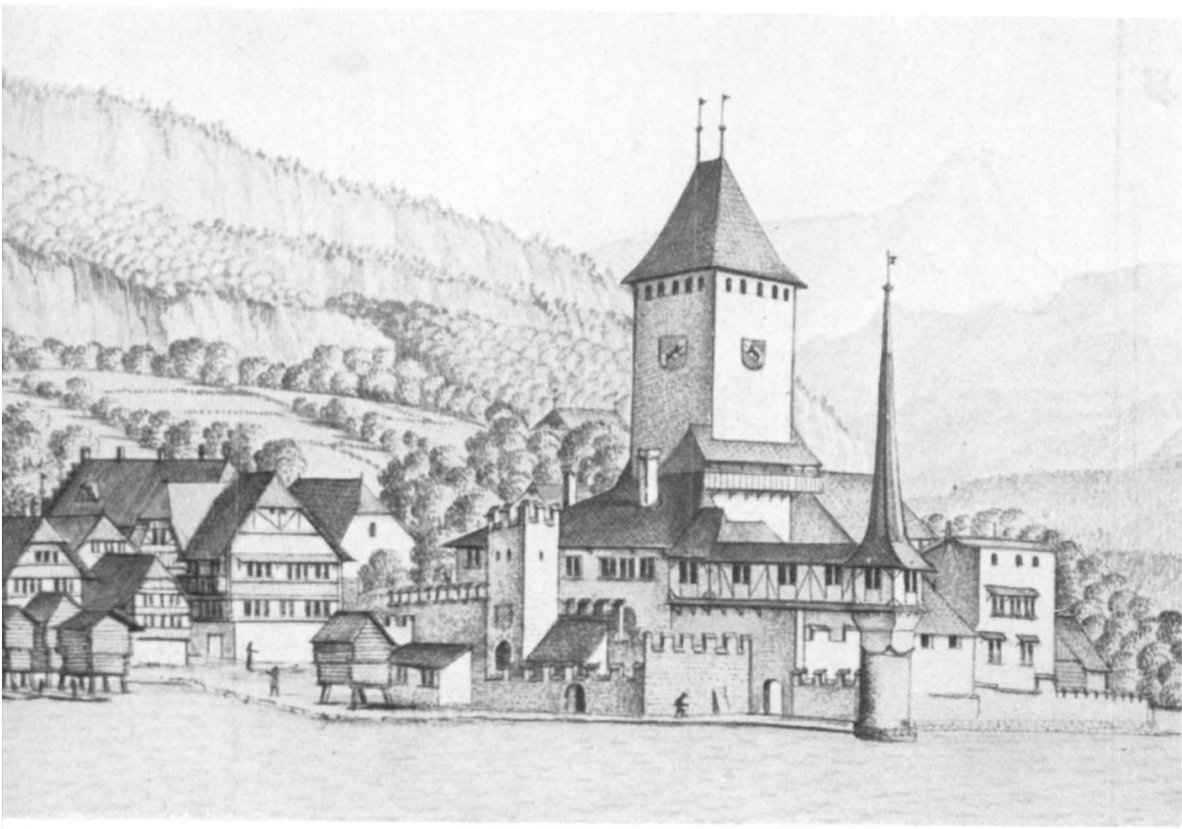
Als die Scharnachthal kurz nach 1400 in Oberhofen Einzug hielten, befand sich die alte Burg «Balm» oben im Zerfall und das «neue» Schloß unten am See war in mancher Beziehung renovationsbedürftig. Es glich einer ernstesten mittelalterlichen Festung mit klotzigem Bergfried, umgeben von einem kubischen Palas (Wohnung). Eine Zugbrücke führte über einen tiefen, mit Wasser gefüllten Graben von außenher in den Burghof. Diese ursprüngliche Dreiteilung hat sich im großen und ganzen bis heute erhalten.

Niklaus von Scharnachthal stiftete u. a. die Schloßkapelle und ließ sie mit Fresken ausschmücken, z. B. mit dem Motiv der 10 000 Ritter (Schlacht bei Murten). Auf dem Bild der heiligen drei Könige erkennt man die kniende Stifterfamilie und in der Sakristei nebenan die Wappenallianz Hans Rudolfs von Scharnachthal mit seiner Gemahlin Ursula von Breiten-Landenberg.



Oberhofen, Thunersee und Stockhornkette

Photo A. Steiner



Oberhofen im 17. Jahrhundert, Aquarell nach Albrecht Kauw



Schloß Oberhofen, Ansicht von der Ländte



Oberhofen, Längenschachen, Rebberg mit Heidenhaus

Photo A. Steiner



Oberhofen, Klösterli

Photo A. Steiner



Oberhofen, Wichterheer-Promenade



Photo
A. Gaßner

Oberhofen, Wichterheer-Besitzung, nunmehr Jugendherberge

Die Scharnachthal führten seit 1424 auch das Patronat über die (auf Oberhofner Boden stehende) Kirche von Hilterfingen. Ihnen kommt daher auch das Hauptverdienst an der um 1470 durchgeführten Renovation zu. Vier farbige Allianzscheiben zeugen davon, wahrscheinlich auch die übrigen von Glasmaler Hans Noll geschaffenen 24 Glasgemälde mit Motiven aus dem Leben Jesu (H. G. Keller). Dieses «auf Glaus gezeichnete Bilderbuch» diente demselben Zweck wie die um die gleiche Zeit entstandenen Fresken im Scherzligkirchlein, nämlich den analphabetischen Predigtgängern die wichtigsten Ereignisse aus dem neuen Testament auf diese bequeme Art und Weise einzuprägen (Max Grütter).

Am eindrücklichsten aber scheint mir die holzgeschnitzte Renaissance-Decke im Rittersaal des Schlosses die großartige Fülle des Reichtums und Geschmacks dieser Familie zu dokumentieren. Sie wurde Mitte des letzten Jahrhunderts vom Grafen von Pourtalès aus Conrads Säßhaus in Thun nach Oberhofen übergeführt. Diese prunkvolle Holzplastik illustriert jedoch nicht nur das Wesen der Familie von Scharnachtal, sondern darüber hinaus das ganze stolze, hochgemute Heldenzeitalter bernischer Geschichte.

Wir wissen nicht, wieviele Kulturbrosamen sonst noch vom Bildungstisch dieser Privilegierten für die Oberhofner abfielen. Möglicherweise blieb es beim großen Staunen über den alljährlichen Auftritt der Schloßherren, ihrer Angehörigen und des ganzen Trosses, der zu den großen Ereignissen des Jahres gehörte und den Märchenduft des ganzen Renaissancezaubers hinter sich herzog.

Das Wappen — ein schwarzer, gezinnter Turm auf Silber über rotem Dreieck — dem wir im Schloß da und dort begegnen, kann als Symbol des «goldenen Zeitalters» der Geschichte Oberhofens angesprochen werden. Es sind die Scharnachthal, die es heraufgeführt haben (Feller I / Bernische Biographien I, 161 / B. von Mülinen).

Als bernischer Stützpunkt hat sich Oberhofen unter den Scharnachthal 1528 glänzend bewährt. Unter der Führung Niklaus Manuela zog Bern hier Truppen gegen den Oberländer Aufstand zusammen. Diese Drohung genügte, um die Aufständischen ohne Blutvergießen zur Kapitulation zu zwingen (Feller II, 177).

*

Oberhofen eine bernische Landvogtei 1652–1798

Nach dem Aussterben der Scharnachthal ging die Besitzung an ihre Verwandten, die von Erlach, über. Schultheiß Franz Ludwig von Erlach, in dessen Hand sich Spiez, die Schadau und nun auch Oberhofen vereinigten, starb, ohne Erben zu hinterlassen, weshalb Bern von seinem Heimfallsrecht Gebrauch machte und die Herrschaft Oberhofen wieder zu seinen Händen nahm. Es machte daraus 1652 eine Landvogtei und vereinigte mit ihr Hilterfingen und Strättligen jenseits des Sees.

Das Jahr 1652 bedeutete für Oberhofen in mancher Hinsicht eine spürbare Wende. Die bisherigen freiherrschaftlichen Machtkompetenzen wechselten aus der Hand von Privatleuten in diejenige von Staatsbeamten hinüber. Mit anderen Worten: Der frühere Sommersitz bernischer Patrizier wurde in eine ganzjährige Kanzlei umgewandelt. Man darf wohl sagen, der Staat rückte den Oberhofnern näher auf den Leib.

Die 27 Landvögte, die von 1652 bis 1798 in Oberhofen residierten, wurden jeweilen von der Regierung durch das Los auf sechs Jahre gewählt. Oberhofen war nicht wegen der Einkünfte begehrt, denn die Vogtei gehörte zusammen mit Frutigen, Unterseen und Zweisimmen zur IV. Kategorie, d. h. zu den unergiebigsten Posten. Das Amtseinkommen betrug jährlich bloß 5000 bis 8000 Pfund, während die bestbezahlten 15 000 bis 20 000 Pfund eintrugen. Hingegen vermochten die Schönheit der Lage und die Vorzüge des Klimas auf Bewerber, die nicht nur auf den Lohn angewiesen waren, eine große Anziehungskraft auszuüben.

Obwohl auch die geographische Ausdehnung der Vogtei nur klein war, handelte es sich doch keineswegs um einen Ruheposten. Das Pflichtenheft eines Landvogts umfaßte folgende Obliegenheiten: Eintreibung der Bodenzinse und Zehnten, der Hintersäßen- und Einzugs-gelder, Vollzug der obrigkeitlichen Erlasse, Besorgung des öffentlichen Sicherheitsdienstes (Polizei), der Überwachung des Handels mit Getreide, Salz und Vieh, Kontrolle der Maße und Gewichte, Aushebung der Wehrpflichtigen (pro Herd ein Mann), Einsetzung und Überwachung des Pfarrers und Schulmeisters sowie der Richter und Chorrichter (Gemeinde- und Kirchgemeinderäte), Abhaltung von Gerichtstagen und Audienzen, Oberaufsicht über Straßen, Wälder, Allmenden und Staatsdomänen.

Zur Bewältigung dieses ansehnlichen Aufgabenkreises standen dem Landvogt zur Verfügung ein auf Lebenszeit von der Regierung gewählter Landschreiber als Wahrer der örtlichen Tradition, dann ein Amtsstatthalter als Mittelsmann zwischen der Kanzlei und der Gemeinde, ferner ein Weibel und einige handfeste Schloßknechte als Polizei (Rennefahrt).

Es ist uns über keinen der 27 Landvögte etwas Außerordentliches bekannt geworden, so daß wir annehmen dürfen, es habe unter ihnen weder böartige «Tribolets» noch weise «Landolts» gegeben. Sie werden natürlich dort, wo es nötig war, die Zuchtrute geschwungen und andernorts das Zückerlein verwendet haben, wie andere auch, um dem Staat bestmöglichst zu dienen, der eine scharfe Kontrolle über die Amtsführung der Landvögte führte.

Wenn wir noch einen flüchtigen Blick über das Namensverzeichnis dieser Vögte werfen, so fällt auf, daß es sich mit geringen Ausnahmen um altbekannte bernische Patrizierfamilien handelte: Zeender, Lerber, May, Stürler, Sinner, von Bonnsetten, von Wattenwyl, Tschiffeli, Tscharner, Steiger, von Tavel, Jenner, Wagner, von Erlach, von Diesbach, von Gingins, Fischer. Es mag verwundern, daß mehrere dieser Familien das «von» noch nicht führten. Sie erwarben es erst später.

*

Zwei Bilder des alten Schlosses

Es handelt sich um zwei Aquarelle. Das ältere (um 1680) stammt von *Albrecht Kauw* und wurde bei Anlaß der Schloßrenovation unter Landvogt Daniel Stürler (von 1676—1682 in Oberhofen) von diesem in Auftrag gegeben. Das andere malte zirka 150 Jahre später *Gabriel Lory Sohn* (1784—1846). Ein Vergleich dieser Bilder vermittelt uns einen bedeutsamen Einblick in die ästhetischen und baugeschichtlichen Veränderungen in der Zwischenzeit.

Das Aquarell von Kauw (Historisches Museum Bern) zeigt das renovierte Schloß wie mit Schiene und Dreieck auf dem Reißbrett gezeichnet und hernach koloriert, fast pedantisch der Natur nachgebildet, während die Landschaft rings herum teilnahmslos nur schematisch und höchst flüchtig hingeworfen ist. Kauw war Städte- und Schlösser-Spezialist und hatte es fast ausschließlich auf die Archi-

tektur abgesehen. Er hebt denn auch auf seinem Bilde das neu hinzugekommene «Seetürmchen» besonders hervor, das, dem barocken Zeitgeschmack entsprechend, so etwas wie ein «Chambre séparée» für Verlobte oder solche, die es werden möchten, darstellt. Das überdeutliche Bärenwappen auf dem Bergfried soll wohl heißen: Achtung! Landvogtei — Bär beißt!

Wie so ganz anders spricht das Lorybild zu uns (Historisches Museum Bern)! Der Maler bereiste in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts das Oberland, um es mit romantischen Augen zu betrachten und zu gestalten. Das Schloß Oberhofen war keine Landvogtei mehr. Es war 1801 als «helvetische Liegenschaft im Kanton Oberland» an einen Privatmann versteigert worden. Also ein ausgeträumter Traum einstiger altbernischer Geschichte, eine museale Angelegenheit. Weg ist das Seetürmchen, weg das Bärenwappen am Turm. Vor der großartigen See- und Hochalpenlandschaft ist das Schloß ins hintere Glied getreten. Über dem Ganzen aber lagert ein süßer Zauber romantischer Ruinensentimentalität, der dem Betrachter mächtig ans Herz greift und ihm Heimweh verursacht nach jenen Zeiten, da Natur und Kunst in so inniger Harmonie miteinander lebten (Mandach und Hist. Biogr. Lexikon V, 475).

*

Das Schloß erhielt um 1850 seine heutige Gestalt

Es könnte sein, daß Graf Friedrich von Pourtalès durch dieses Bild zum Kauf des Schlosses angeregt worden ist (1844). Denn Lory begleitete den Grafen 1830 auf einer Italienreise. Sei dem, wie ihm wolle, dem Schloß ist durch diesen Kauf Heil widerfahren, denn der neue Eigentümer verfügte über das nötige Geld, um den Zerfall aufzuhalten und der «helvetischen Liegenschaft» neuzeitliches Leben einzuhauen.

Der Turm wurde innen und außen umgestaltet, das neugotische Treppentürmchen zur Kapelle geschaffen, verschiedene andere Türmchen und Blechdekorationen aufgesetzt, ebenso die äußere Zinnenmauer und die Dependenzgebäude errichtet. Das Seetürmchen wurde erst 1895 wieder hergestellt.

Man konnte von diesem neuenburgisch-preußischen Grafen nicht verlangen, daß er sich den Richtlinien altbernischer Architektur

strenge unterzog. Er brachte eine eigene Geschmacksrichtung mit und war außerdem auch Werkzeug des damaligen Zeitgeistes, der sich in architektonischer Hinsicht durch arge Stillosigkeiten auszeichnete, indem er am selben Objekt gerne verschiedene Stilgattungen zur Schau stellte. Fast alle Renovationen jener Zeit rings um den Thunersee zeugen davon. Dem Durchschnittstouristen bleiben allerdings solche Ungereimtheiten verborgen. Der derzeitige Betreuer des Schloßmuseums, Dr. Michael Stettler, breitet sogar den Mantel christlicher Liebe darüber, wenn er schreibt: «Die imposante kubische Gliederung und die schlichte bernische Monumentalität (der ursprünglichen Gestalt des Bergfrieds und des Palas) wurden hier mit neugotischem Zierat *überspielt*».

Es heißt absichtlich nicht «verdorben», sondern schonend «*überspielt*», weil das Zeitgebundene und Lebenspraktische auch zu ihrem Rechte kommen sollen. Denn diese sind inzwischen auch schon historisch geworden. Stettler fährt fort: «Durch seine farbige Baugruppe und seine bewegte Silhouette stellt das Schloß eine Bereicherung sowohl der Thunerseelandschaft wie auch unseres historischen Vorstellungsvermögens dar. Es kommt dazu die durch ihre Ausdehnung völlig einzigartige Parkanlage, der insbesondere der letzte Besitzer (Measey) seine ganze Liebe zuteil werden ließ und die, in die kühne See- und Berglandschaft gebettet, in unserer unruhigen Gegenwart wie eine Oase des Friedens und der Schönheit anmutet».

*

Das einstige Winzerdorf versinkt in Staub und Asche

Im Schatten der bedeutsamen Schloßgeschichte wickelte sich die viel unscheinbarere der Gemeinde ab, um sich erst zur Blüte zu entfalten, nachdem jene ausgespielt hatte – in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Wie bereits berichtet, beschränkte sich die Gemeindeautonomie bis 1798 lediglich auf die Bewirtschaftung der Wälder, Allmenden und Reben, soweit die letzteren nicht geistlicher oder staatlicher Besitz waren. Oberhofen war, wie sämtliche Uferdörfer vom Krattiggraben – respektive von der Nase bei Merligen seeabwärts, ein ausgesprochenes

Winzerdorf aus sonnengebräunten, niederen Holzhütten. In der «klassischen Zeit» des Weinbaus am Thunersee – im 17. und 18. Jahrhundert – umfaßte das Rebgelände von Oberhofen rund 100 Jucharten. Es reichte vom Schneggenbühl und der Burghalde an abwärts bis ans Seeufer und seeaufwärts bis über den Längenschachen hinauf. Die Einwohnerzahl wird um 1800 mit 386 Seelen angegeben. Es mögen bei 100 Firsten gewesen sein, die sich wie eine Schafherde dicht um das hochragende Schloß zusammenscharten. Im Heidenhaus wohnte der Klosterschaffner von Interlaken, im Stiftsgebäude (an dessen Stelle heute das Schulhaus an der Ländte steht) und im Klösterli nach der Reformation die staatlichen Rebengutsverwalter. Das «Klösterli» wurde 1740 erbaut und diente der Verwaltung der früheren Klosterreben, daher der Name (Gaßner).

Der Ertrag aus den Reben stellte die Haupteinnahmequelle der Oberhofner dar. Der «Oberhofner» verfügte über einen ziemlich guten Ruf; sein Handelsradius reichte bis nach Luzern. In der Hauptsache aber wurden die Tavernenwirtschaften der näheren Umgebung bedient sowie auch der Markt von Thun. Inbezug auf den Eigenbedarf wird berichtet, daß damals ein Durchschnitts-Oberhofner täglich 3 bis 4 Maß Wein «zu sich zwängte», die Maß zu 1,5 Liter gerechnet. Für die Tagelöhner bedeuteten die Reben eine willkommene Arbeitsbeschaffung, obwohl der Taglohn – nach heutigen Begriffen – sehr bescheiden ausfiel. Nämlich im Durchschnitt 57 Rappen.

Beliebt waren die Lesersonntage in den Winzerdörfern. Derjenige von Oberhofen wetteiferte mit demjenigen von Spiez um den Vorrang. Daher auch die in träfen Witzen hin- und herüberschwirrenden «üblen Nachreden» betreffend den sauren Geschmack und die zähe Struktur der Trauben, sodaß sie zuweilen gedroschen oder aber als Schrotkugeln an die Jäger verkauft worden seien. Der Leset war die weitaus wichtigste gesellschaftliche Veranstaltung des Jahres und galt auch der freundnachbarlichen Fühlungnahme der Gemeinden am See.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts traf man am Leset in Oberhofen zuweilen den Mundartdichter *Christian Ott* (1818–1878) mit seinen «Chutzen» aus Bern (Freundeskreis), den Verfasser der bekannten Mundartgedichte «Der Batzechlemmer», «Me lebt ja numen-einist», «Mädeli vom Siebthal» und «Ds Vreneli vom Thunersee», das mit den Worten beginnt: «Es hübschers Chind chasch niene gseh,

als ds Vreneli vom Thunersee». Das Modell dazu lieferte ihm des Bärenwirts Töchterli in Oberhofen, in das er sich sterblich verliebte. Glücklicherweise erfolglos, sonst wäre wahrscheinlich das Lied nicht geschrieben worden.

Der «Bären» wird als Gemeindeausschankstelle schon im Jahre 1693 erwähnt. Er wurde 1876 abgerissen und an seiner Stelle das jetzige Hotel «Schlöbli» errichtet. Sein Erbe trat das 1865 erbaute Gasthaus zu den «Rebleuten» an.

Man kann aufrichtig Heimweh nach jenen unbeschwerten Festtagen der Leset bekommen, wenn man bedenkt, daß es damals noch keinen Reporter, Impresario, Conférencier, Photographen und kein Mikrophon gab, auch kein Eintrittsgeld, Tanzbändel und keine Tombola. Wo man noch ohne Dirigenten und punktierende Kampfrichter singen konnte, auch ohne Büchlein vor der Nase.

In dieses Idyll des althergebrachten Winzerdaseins mitten hinein heulten am 26. Juni 1864 plötzlich die Feuerhörner und Sturmglocken. Eine vom Föhn angeblasene Feuersbrunst zerstörte innert weniger Stunden fast das ganze Dorf. Nämlich 73 Firsten — worunter 36 Wohnhäuser und auch das alte Stiftsgebäude auf dem Schloßplatz. Die klingeldürren Holzhütten brannten wie Zunder (Berner Taschenbuch 1868).

Unsäglich waren das Elend und die Trauer. Und doch — als man einige Distanz zu den Dingen gewonnen hatte, meldeten sich auch nüchternere Stimmen, die auf die Armut der Vignerons und die schlechten hygienischen Verhältnisse in ihren Hütten hinwiesen, denen fortan nur ein besseres Los warten könne. Was da in Staub und Asche gefallen sei, dem sei keine Träne nachzuweinen.

*

Das kleine Wirtschaftswunder

Unter den Zuschauern des Brandes befand sich ein sechzehnjähriger Knabe, namens *Johann Frutiger*. Wir wissen nicht, was für Gedanken er sich über diese Katastrophe machte. Wenn man jedoch rückschauend sein Lebenswerk damit in Zusammenhang bringt, so kommt man zum Schluß, daß das Ende des alten Oberhofen ihm, Frutiger, zum Signal seines Aufstiegs wurde. Er war übrigens im

gleichen Jahr Zeuge des Untergangs des ersten Thunersee-Dampfschiffes «Bellevue» bei der früheren Ländte in Oberhofen gewesen. Und einige Jahre zuvor (1859) hatte er die Ankunft des ersten Eisenbahnzuges in Thun erlebt.

Diese drei Ereignisse geschahen in einem Zeitpunkt — Mitte des 19. Jahrhunderts —, als die wirtschaftliche Struktur unseres Landes einer grundlegenden Umgestaltung entgegen ging. Die Industrialisierung der Schweiz war bereits in vollem Gang.

Für Oberhofen in engerem und für das ganze Oberland im weiteren Sinne stellten sich die Fragen: Soll das Winzerdorf wieder aufgebaut werden oder allenfalls etwas ganz Neues. Und für das gesamte Oberland galt die Überlegung: Soll die Eisenbahn von Thun aus in die Täler hinauf fortgesetzt werden oder nicht? War es dem industriearmen Oberland übrigens bewußt, was für ein unerschöpfliches Reservoir an Naturwundern noch fast ungenutzt in seinen Tälern und auf seinen Gipfeln schlummerte?

Der Anteil Oberhofens an der Lösung dieser gesamtoberländischen Schicksalsfrage sollte ein ganz beträchtlicher werden, und zwar hauptsächlich als Folge der außergewöhnlichen Initiativkraft jenes jugendlichen Zuschauers Johann Frutiger (1848—1913). Er gründete 1870 als zweiundzwanzigjähriger Jüngling ein Baugeschäft, das sich in kurzer Frist zu einem der angesehensten Unternehmen des Oberlandes und weit darüber hinaus entwickelte und bis auf den heutigen Tag unter der dritten Generation in Blüte geblieben ist.

Die erste und zugleich vordringendste Aufgabe war der Wiederaufbau Oberhofens, d. h. die Umwandlung der Siedelung in einen Fremdenkurort. Auf Kosten des Rebgeländes, das nunmehr als begehrtes Bauland für Privatchalets, Pensionen und Hotels sowie auch als Pflanzland für Gemüse und Früchte teuer verkauft werden konnte, geschah diese Umwandlung geradezu im Eiltempo, sodaß man von einem kleinen Wirtschaftswunder sprechen dürfte. Finanziell hatte man einen guten Schnitt gemacht. Inbezug auf die Architektur verschiedener Neubauten wäre manches auszusetzen, namentlich das, daß sie den Vergleich mit den historischen Baudenkmälern meist nicht aushalten und das Landschaftsbild stören. Aber was will man: Auch dieser sogenannte «Jugendstil» galt einst als «schön», und selbst an Le Corbusier paßt uns lange nicht alles in den Kram. Die ältere Generation ihrerseits konnte Oberhofens «Trockenlegung» nicht ver-

schmerzen, die 1911 mit der Ausrottung der letzten Rebstaude perfekt wurde.

Damals entstand der häßliche Ausdruck «Fremdenindustrie». Man fand daran nichts Ungehöriges, weil das Wort Industrie in aller Mund lag und als der höchste Triumph menschlichen Geistes angesehen wurde. Auf dem Gebiet der Touristik galt es, Einrichtungen zu schaffen, um möglichst bequem in den Genuß der Naturwunder zu gelangen: Talbahnen, Bergbahnen, Zufahrtsstraßen, Saumpfade, Berghotels etc. Und so wurde diese «Fremdenindustrie» — heute Gastgewerbe — bald einmal zu einer der tragenden Säulen der oberländischen und auch bernischen Wirtschaftspolitik.

Die Baufirma Frutiger hat sich an diesem Wettlauf maßgebend beteiligt. Zahlreiche Hotelbauten, ferner die rechtsufrige Thunerseestraße mit den berühmten Felsgalerien, die Grimselstraße, der Dampfschiffkanal Thunersee—Interlaken, die Brünig-, Beatenberg-, Harder- und Niesenbahn, die Bahn Les Avants—Sonloup, die Siders—Montana-Vermalabahn und die Mürren—Allmendhubelbahn zählen zu ihren Werken (Hist. Biogr. Lexikon III, 351).

Die Oberhofner haben ihren «Baumeister», wie er allgemein genannt wurde, 43 Jahre lang als ihren Vertreter in den Großen Rat delegiert, wo er nicht nur seinem Wahlbezirk, sondern dem ganzen Oberland gute Dienste leistete, insbesondere auf dem Gebiete der Verkehrspolitik, die bekanntlich damals das Klima der allgemeinen Politik weitgehend bestimmte.

Gegen das Ende des Jahrhunderts machte sich nicht nur in allgemein kulturellen Belangen eine müde «Fin-de-siècle-Stimmung» geltend. Auch auf wirtschaftlichem Gebiet trat nach dem nervösen Gründungs- und Bauwettlauf eine gefährliche Sättigung ein. Im Oberland sprach man sogar von einer Übersättigung, von einer ungesunden Aufblähung des Gastgewerbes, die nichts Gutes verhieß. Schon erblickte man am Horizont aufsteigende Krisenwölkchen, die sich immer mehr zusammenballten und 1914 in einem fürchterlichen Gewitter entluden, dem Ersten Weltkrieg. Dieser setzte das gesamte Gastgewerbe schachtmatt. Das Schicksal hatte es mit Baumeister Johann Frutiger gnädig gemeint, indem es ihn ein Jahr zuvor von der Schaubühne abberufen hatte. Ein Erfolgsmensch großen Formats war mit ihm aus der Welt geschieden. Er verdankte seine Erfolge allerdings nicht der Schulweisheit, denn er hatte nie studiert, sondern seiner überdurchschnittlichen

praktischen Intelligenz, seiner stählernen Ausdauer und dem manchmal ans Abenteuerliche grenzenden Wagemut, wenn es galt, ein Risiko einzugehen. Natürlich gehörte zum Erfolg auch die Gunst der Zeit sowie politische Freunde. Beides fiel ihm in reichlichem Maße in den Schoß, weil seine starke Persönlichkeit zum Kristallisationskern seines Bereiches und seiner Zeit geworden war.

*

Die politische Gemeinde

Oberhofen war, wie alle Landgemeinden, bis 1798 eine ausschließliche Bürgergemeinde. Die Französische Revolution und folglich auch die Helvetik führten die Idee von der Einwohnergemeinde in die praktische Politik ein. Aber erst die Staatsverfassung Berns vom Jahre 1831 schuf die gesetzlichen Grundlagen für die Einwohnergemeinden. Oberhofen nahm sich Zeit und schritt erst 1868 zum System einer gemischten Gemeinde — während z. B. Sigriswil um fast die gleiche Zeit die Bürgergemeinde abschaffte. Die Ausscheidung des Bürgergutes geschah in Oberhofen in der Weise, daß die Bürgergemeinde das gesamte Waldareal behielt und der neugegründeten Einwohnergemeinde die Allmenden überließ.

Zur Zeit der Ausscheidung zählte die Gemeinde zirka 600 Einwohner. Um 1800 waren es 386, um 1900 zirka 1000 und heute rund 1600. Das gesteigerte Tempo der Zuwanderung in den letzten 50 Jahren hat die Bürger in die Minderheit versetzt. Diese beträgt noch 485 Seelen oder 30 Prozent der gesamten Einwohnerschaft. Die 96 Losbezüger (1 Los pro Herd) erhalten jährlich 1 Ster Buchenholz, 1 Ster Tannenholz und einen Asthaufen zu rund 35 Reiswellen. Das Waldareal der Bürgergemeinde umfaßt 117 Hektaren. Es liegt größtenteils in der Gemeinde. Einzelne Stücke befinden sich im Justistal, Balmholz, am Niesen und am Eingang des Suldtals bei Aeschiried. Dieser auswärtige Besitz geht auf die mittelalterlichen freiherrlichen Besitzesverhältnisse zurück. Sie stellen gleichsam in unsere Tage hereinragende «feudale Erosionsreste» dar. Von den alteingesessenen Bürgergeschlechtern sind nur noch folgende Familien erhalten geblieben: Frutiger, Ritschard, Stähli, Baur, Oswald, Zumbach.

Die zwei Drittel der Bevölkerung umfassende Einwohnergemeinde hat die politische Führung übernommen. Sie setzte gleich nach ihrer Gründung alles auf eine Karte, die des Gewerbes, insbesondere des Gastgewerbes und des Handels. Die Allmenden wurden in Lose unterteilt und diese an Private verkauft. Es wurde daraus ein Erlös von rund 100 000 Franken erzielt. Damit ist die wirtschaftliche Umwandlung in eine Handel und Gewerbe treibende Gemeinde fast restlos vollzogen worden. (Mitteilungen des Gemeindebureaus).

*

Die Gräfin fährt auf dem Rößlispiel

Bevor wir uns der Gegenwart zuwenden, ein letzter Blick noch hinter den eisernen Vorhang, den der Erste Weltkrieg vor das Zeitalter zog, das die Engländer das Viktorianische nennen und damit ein Zeitalter des Friedens, der irdischen Glückseligkeit und der Prosperität meinen — eine Art verlorenes Paradies.

Auf Oberhofen angewandt, betrifft es jene Jahrzehnte des Aufstiegs nach dem Brande aus Staub und Asche in den Glanz eines Kurortes von Weltruf, im Range von Montreux, mit dem es etwa verglichen wurde (E. M. von Wattenwyl).

Das Schloß hatte durch Einheirat aus den Händen der Pourtalès in diejenigen des deutschen Grafen Ferdinand von Harrach hinüber gewechselt. Das Verhältnis zwischen der Schloßherrschaft und der Gemeinde war das denkbar beste. Der Graf stiftete der Gemeinde ein Spital und eine Kleinkinderschule. Schließlich wurde das ganze Dorf sogar zum Hochzeitsfest der jungen Gräfin Eleonore mit dem österreichischen Grafen Hochberg eingeladen (1903). Pfarrer Max Haller vollzog die Trauung in der Kirche von Hilterfingen und nachher wurde im Schloß und in den sämtlichen Gaststätten gefeiert, und die Jugend ergötzte sich an Scheideggers Rößlispiel auf dem Stiftsplatz. Welch ein Jubel bemächtigte sich ihr, als plötzlich auch die Gräfin Eleonore erschien und einige Runden auf dem Rößlispiel drehte! (Ida Lieberherr)

Aus der Sicht der wenigen heute noch lebenden Oberhofner, die dabei gewesen sind, ist die Szene wie der Abschiedsgruß einer versun-

kenen, besseren Welt in der Erinnerung hängen geblieben: «Grüß mir die ... Lore ... noch ... einmal!»

*

Lob des Herkommens

Gemeint ist die Beharrlichkeit der Gemeinde Oberhofen, ihre Kulturdenkmäler zu erhalten und einer sinngemäßen Zweckbestimmung entgegenzuführen. Dafür braucht es natürlich gescheite und initiative Köpfe, welche die Probleme erkennen, ihren kulturellen Wert abzuschätzen wissen und dann vor allem auch das Geschick besitzen, eine Gefolgschaft zu mobilisieren, die sich bereit erklärt, die nötigen Opfer zu bringen. Das ist hier der Fall gewesen.

Einmal das *Schloß*. Dieses ging im Jahre 1926 aus der Hand des Grafen Hans von Harrach an den reichen Amerikaner Anwalt *William Maul Measey* über. Dieser stellte es wieder in Stand und brachte insbesondere auch den Park wieder zu blühender Entfaltung. Im Jahre 1952 schenkte er es dem Staate Bern. Das geschah exakt in jenem Augenblick, da das Historische Museum vor der Frage einer kostspieligen baulichen Erweiterung stand. Nichts lag daher näher, als das Schloß Oberhofen zu einer Filiale des Bernischen Historischen Museums auszugestalten.

Man tat es allerdings nicht in herkömmlicher Weise. Das Schicksal, ein «Campo santo» von in Bern ausgebooteter Doubletten zu werden, blieb dem Schloß erspart. Michael Stettler, der Direktor des Museums, hatte die glänzende Idee, statt eines Museums die Residenz der ehemaligen Landvögte und Landedelleute wieder herzustellen und jedem einzelnen Wohnraum die Rolle des Repräsentanten einer Stilepoche zuzuweisen. Sodaß man — von Raum zu Raum schreitend — eine Repetition der wichtigsten Stilarten durchmacht. Es gibt ein Renaissance-, ein Barock-, ein Rokoko-, ein Empire- und Biedermeierzimmer und außerdem solche oberländischer Folklore.

Der Publikumserfolg übertraf die kühnsten Hoffnungen. Im Eröffnungsjahr 1954 meldeten sich 26 000 Besucher und im darauffolgenden Jahr sogar 42 000 Besucher. Außerdem wurden im Schloß Empfänge, Konferenzen, musikalische Veranstaltungen getätigt. Oberhofen und

im weiteren Sinne das ganze Oberland hat dadurch einen höchst willkommenen kulturellen Zuwachs erfahren.

Zweitens ist auch dem «*Heidenhaus*» im Längenschachen eine Wiedergeburt beschieden worden. Der Name «Heidenhaus» geht auf die Gepflogenheit des Volkes zurück, alte Steinhäuser einfach den alten Römern — den «Heiden» — zuzuschreiben. In Wirklichkeit wurde das Heidenhaus im Längenschachen im 15. Jahrhundert vom Kloster Interlaken als Herbsthaus erbaut und darin auch dem Klosterschaffner eine Wohnung eingerichtet. Nach der Säkularisation des Klosters (1528) kam die Besitzung samt dem Rebgelände an den Staat. Dieser veräußerte sie an Private. Die Liegenschaft befand sich in der Folge nacheinander in den Händen der Tillier, von Wattenwyl, von Fischer und von Mandach, die jeweilen auch Besitzer des sogenannten Wichterheer-Gutes waren.

Im Jahre 1936 kaufte die Einwohnergemeinde Oberhofen das Heidenhaus und stellte es der neu gegründeten Rebbaugenossenschaft zur Verfügung, die es mit finanzieller Unterstützung der öffentlichen Hand — Bund, Staat, Uferschutzverband — seiner ursprünglichen Zweckbestimmung als Rebhaus wieder zuführte. Der «Trockenlegung», die von 1911 bis 1936 gedauert hatte, wurde damit — dem vorausgegangenen Beispiel von Spiez folgend — ein Ende gesetzt. Es stimmt also nicht ganz, wenn behauptet wird, man könne das Rad der Geschichte niemals zurückdrehen. (Ernst Frutiger).

Aller guten Dinge sind drei. Im Jahre 1947 ließ die Familie von Mandach-von Wattenwyl verlauten, sie plane die Veräußerung ihrer *Wichterheer-Besitzung*. Das wirkte alarmierend auf die Oberhofner. Sie wollten dieses Objekt unter gar keinen Umständen der Spekulation überlassen. Es gelang ihrer Werbetrommel, den Uferschutzverband, die Politiker und schließlich den Staat selber vor den Karren zu spannen. Ein Jahr darauf schon kam der Kauf durch den Staat zustande. Ein beträchtlicher Uferstreifen wurde der Gemeinde zur Gestaltung einer Strandpromenade überlassen und im Haus selbst eine Jugendherberge — wohl die schönste und geräumigste weit herum — eingerichtet. Der Zuspruch — z. B. auch vonseiten des Lehrerinnenseminars zu Studienwochen — ist erfreulich. Man kann sich keine gediegenere Werbung als die der Jugend wünschen.

An der Wichterheer-Besitzung fällt — neben dem sonderbaren Namen (ein früherer Herr aus Wichtrach soll der Urhah sein?) — der

beidseitig ummauerte Zugang von der Straße zum Seeufer auf, welcher die Besitzung vom Schloßpark trennt. Ohne Zweifel gehörten früher beide Grundstücke zusammen. Der überbetonte Trennungsstrich aber spricht für den Historiker eine sehr deutliche Sprache. Er ist der sichtbare Ausdruck eines Rechtsstreites zwischen Schloß und Gemeinde, der mit dem Sieg der Gemeinde endigte, die sich hier einen direkten Zugang zum See erkämpfte, das sogenannte «Tränkerecht». Vermutlich geschah es zur Zeit der Scharnachthal. Damals wurde auch die Trinkwasserversorgung in der Weise geregelt, daß die Gemeinde zwei Drittel und das Schloß ein Drittel der Quellfassungen zugeteilt erhielt.

Über die Ausdehnung in der alten Wichterheer-Besitzung gibt ein Inventar aus dem Jahre 1814 Auskunft. Damals umfaßte sie 9 Jucharten Reben rings ums Haus, den Rebberg im Längenschachen (Heidenhaus), verschiedene Rebstücke beim Rider, auf der Richtstatt (?) sowie zwei Trüele im Baumgarten. (S. Gaßner).

Auf diesen drei Säulen des guten Herkommens ruht zu einem guten Teil die Bedeutung dieses Gemeinwesens. Diese Säulen befinden sich — um ein Bild zu gebrauchen — in der «vorderen Gasse», während sich das Gewerbe in der «hinteren Gasse» angesiedelt hat. Damit ist das Gleichgewicht zwischen Geschichte und Gegenwart, zwischen Tradition und Fortschritt in vorbildlicher Weise hergestellt worden. Es ist aber nötig, die heranwachsenden Generationen immer wieder auf solche Zusammenhänge aufmerksam zu machen. Denn ein Geschlecht ohne Sinn für Tradition hat die Nährwurzeln verloren und hängt in der Luft, schwankend wie eine Windfahne.

*

Ein wenig Botanik

Das ganze rechte Thunerseeufer profitiert botanisch von der privilegierten, südlich exponierten und nordwindgeschützten Lage. Hilterfingen und Oberhofen sind im Sommer unzertrennlich in eine einzige, blühende Gartenlandschaft eingetaucht. Dort, wo Rogglis Pensées-Schweizerkreuz posiert, ist Hilterfingen, und dort, wo mannigfaltige Exoten wuchern, ist Oberhofen.

Die Schulbotanik will allerdings nichts von Exoten und Herrschaftsgärten wissen. Sie bevorzugt Futtergräser, Getreidearten und

Heilpflanzen — alles, was mit Wirtschaft zu tun hat. Dazu gehören Exoten nicht und die naturferne Symmetrie der Parkanlagen und Herrschaftsgärten sind der Schulbotanik ohnehin unsympathisch. Was aber sagt Spitteler in seinen «Lachenden Wahrheiten» dazu?

Er schreibt: «Was würden wir dazu sagen, wenn in der Zoologie Löwe und Tiger — die doch auch Exoten sind und nicht gerade nützlich — übersprungen würden? — Ich hoffe es noch zu überleben, daß die Botanik schließlich beim Garten anlangt, bei der ästhetischen Botanik, in welcher die Schönheit, die Farbe und der Wohlgeruch der Blumen als Hauptsache behandelt wird.»

Was nun die Symmetrie betrifft, so ist tatsächlich zu sagen, daß in dieser Hinsicht die Schere sehr oft zu weit geht. Jeder Garten aber ist eine Auslese und nicht Urwald. Der Oberhofner Schloßpark gehört übrigens zum historischen Aspekt des Schlosses, er ist ein Teil seiner Geschichte aus der Zeit, da Versailles die große europäische Mode war.

*

Vergleichbar einem Menschenangesicht

Meine Portrait-Skizze ist fertig. Von einer photographischen Ähnlichkeit kann natürlich keine Rede sein, das liegt schon im Ausdruck «Skizze». Ich habe mich eingangs meinem Modell auf dem Seeweg genähert. Ich möchte mich jetzt von ihm auch auf gleiche Weise wieder entfernen. Aus der Distanz gesehen, nimmt meine Skizze die Züge eines Menschenangesichts an. Unter dem buschigen, dunklen Haupthaar — den Burgerwäldern — sitzt die trotzig steile Stirn — Burghügel und Burghalde —, wo die Geschichte geplant und in Szene gesetzt wurde. Die zu beiden Seiten angebrachten Ohren — Schneggenbühl und Heidenhaus — lauschen — jener der Zukunftsmusik und dieses dem alten Bernermarsch. Eine tiefe Sorgenfalte durchfurcht die Stirne — die Ridernschlucht «Balm» — und berichtet von der Hiobsbotschaft 1308, von den Dorfbränden 1663 und 1864, vom Bergsturz 1810 und der Wasserkatastrophe 1937. Unter der steilen Stirn springt eine mächtige Aristokratennase heraus — das Schloß der Scharnachthal und der Landvögte — und darunter ein lieblich lächelnder Frauenmund — als fein geschwungene Uferlinie. Er summt die süße Melodie der Lesersonntage und des gräflichen Hochzeitsfestes. Das energische

Kinn jedoch und der buschige Schnauz darüber lassen an die Züge des «Baumeisters» denken. Aber nur flüchtig, denn das ganze Antlitz wird beherrscht von einem strahlenden Augenpaar — den blühenden Gärten und Parkanlagen.

Literaturangaben

- Richard Feller, Geschichte Berns
Das Amt Thun, eine Heimatkunde, herausgegeben von der Sektion Thun des
E. F. von Mülinen, Beiträge zur Heimatkunde [Bernischen Lehrervereins
Bernische Biographien
Berner Taschenbücher 1859 und 1868
Alpenrosen, Beilage zum Intelligenzblatt 1874 (E. M. von Wattenwyl)
Historisch Biographisches Lexikon der Schweiz
Jahrbücher vom Thuner- und Brienzersee, Redaktion Dr. H. Spreng
Ida Lieberherr, Schloß, Land und Leute von Oberhofen
Max Haller, Die Andreaskirche von Hilterfingen
H. G. Keller, Die Glasgemälde in der Kirche Hilterfingen
C. von Mandach, Deux peintres suisses — Les Lory
Abraham Roth, Thun und seine Umgebungen 1873
Hermann von Fischer, Schloß Oberhofen, ein Führer

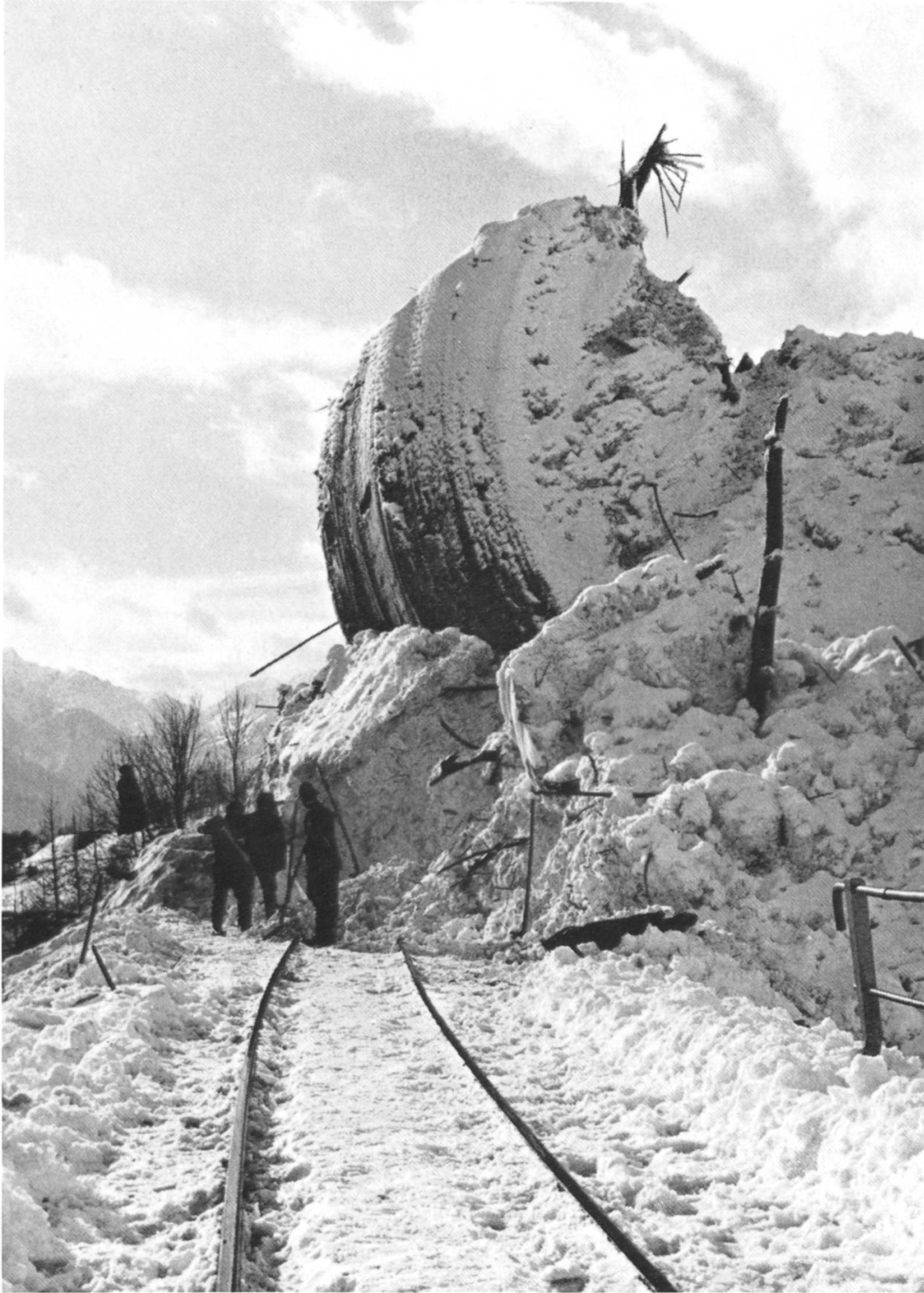
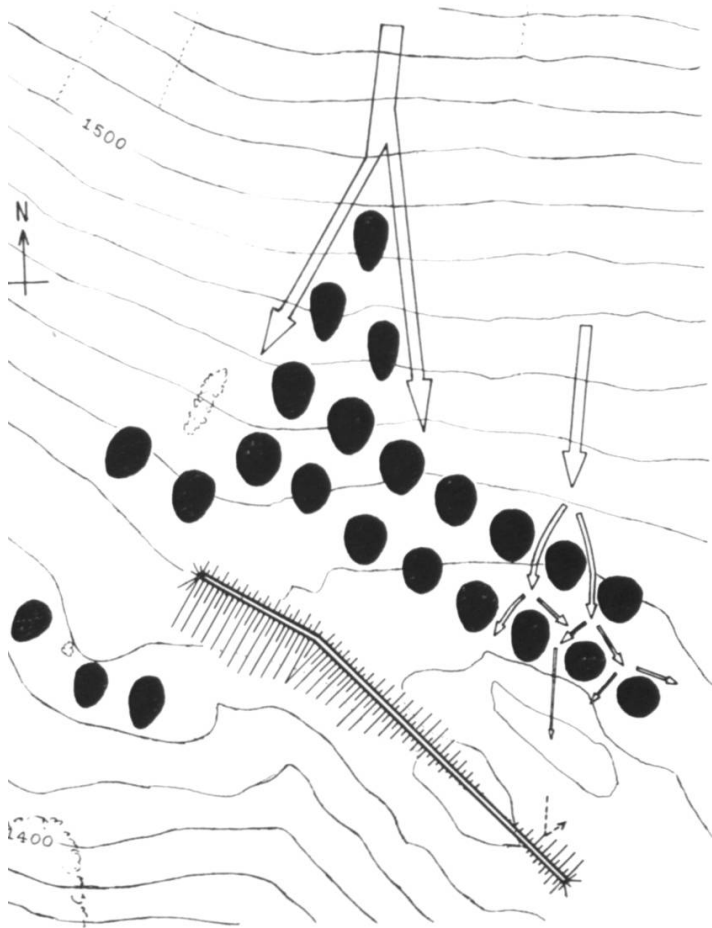


Photo H. C. Maeder

Oberried, Lawine auf dem Geleise der Brünigbahn, Februar 1944



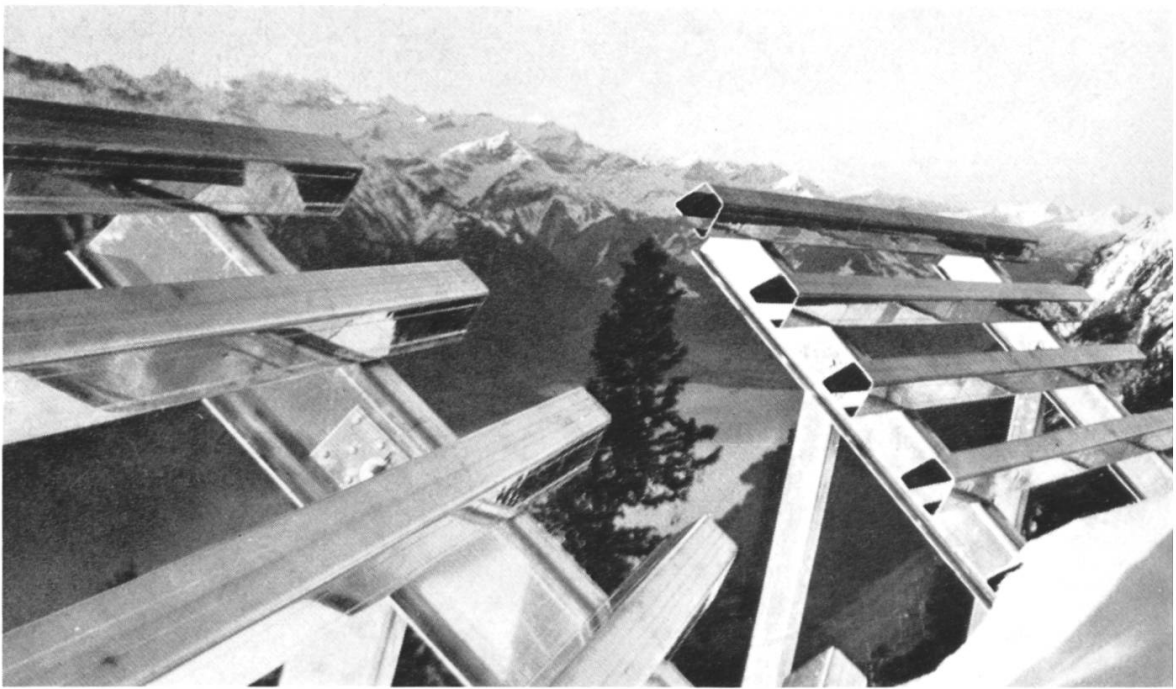
Zeichnung W. Schwarz

Situation und Teilansicht der Bremsverbauung Alpogli

am Wilerhorn (Brienzwiler)
mit 5 m hohen Bremshöckern und dem
6–8 m hohen Auffangdamm.
Durch das Aufprallen der Fließlawinen
auf den Bremshöckern erfolgt eine
Energievernichtung und Abbremsung
der Lawinen.



Photo W. Schwarz



Starrer Stützverbau

mit leicht zu transportierenden

Aluminium-Schneebrücken
am Tanngrindel (Brienz) in aufgelöster,
unterbrochener Werkreihe.
Gewicht einer Aluminium-Schneebrücke
wie Bild 400 kg; gleiche Konstruktion
in Stahl 800 kg.

Photo W. Schwarz



Flexible Kabelnetzwerke

in aufgelöster Verbauungsweise mit
gestaffelter Werkanordnung.
Kabelnetzwerke erfordern guten
Felsuntergrund zur Verankerung der
auftretenden Zugkräfte.

Photo W. Schwarz



Photo
W. Schwarz

Verwehungsverbauungen am Tanngrindel (Brienz)

mit Treibschneewänden (oben), sowie mit Kolktafeln und Winddüsen (unten).
Im Bild unten rechts Schneebrücken aus alten Eisenbahnschienen mit Druckrost
aus Holz.



Photo
W. Schwarz